

**DIE
GEOMETRISCHE
JUNGFRAU**

Tanzen als Beruf (Seite 8)

Ein Gift namens Rassismus

«Der Rassismus ist keine Frage der Nationalität, der Rassismus ist eine Frage der Ökonomie» – das sagt ein Sozialarbeiter in Marseille, einer Stadt mit einem hohen Anteil an Fremdarbeitern aus dem Maghreb, einem hohen Anteil an Arbeitslosigkeit, einem hohen Anteil an Le Pen-Wählern, die den «Ausländer raus»-Kehreim ihres Führers ständig auf den Lippen tragen (vergleiche den Bericht auf Seite 28).

Ein gewöhnlicher, ein diffuser, nicht auf einen Punkt zu bringenden Rassismus hat in den vergangenen Jahren in Frankreich Fuss gefasst und zunehmend an Bedeutung gewonnen. Man kann ihn sehen, hören, spüren, riechen, wenn man es nicht vorzieht, wie das viele tun, sich den entsprechenden Signalen bewusst zu verschliessen. Le Pen und die Seinen haben den Rassismus gewissermassen salonfähig gemacht; was die andern Parteien in schamvoller Beschönigung und Verharmlosung nicht wahrhaben wollen. Man, jedermann, jedefrau darf es wieder laut sagen.

Sie, die *immigrés*, wie sie genannt werden, stinken nach Knoblauch und Schafbock, neigen zur Delinquenz, vermehren sich wie Kaninchen, schwängern französische Jungfrauen, islamisieren, libanisieren, kathafisieren, terrorisieren das Land, bis es unregierbar, muselmanisch geworden ist. Lehrerinnen und Jusstudenten, Hausfrauen, Arbeiter, Angestellte und Freierwerbende geben solches in einer grossen Umfrage des «Nouvel Observateur» zu Protokoll, ich wollt' es beim Lesen fast nicht glauben. So hilf- und machtlos steht die traditionelle politische Klasse Frankreichs vor dieser Tendenz, dass es der Gründung einer effizienten Gruppe, SOS-Racisme, bedurfte, um zu dokumentieren, anzuprangern, um überhaupt einer grösseren Öffentlichkeit bewusst zu machen, was im Land geschieht.

Verschont vom täglichen Rassismus wird die portugiesische Concierge so gut wie der vietnamesische Kellner, der polnische Taxichauffeur und, teilweise, der schwarze Student. Der ganze Hass richtet sich auf die Maghrebener, sie vor allem sind die *immigrés*, die man nicht will. Die giftige Mischung von Ressentiments, die ihnen entgegenschlägt, ist zusammengesetzt aus nicht überwundenen kolonialistischen Sehnsüchten, materieller Bedrängnis (obwohl erwiesen ist, dass die Dreckarbeiten, die die Maghrebener in Frankreich verrichten, für die Franzosen nicht in Betracht kommen). Neuerdings ist Angst vor dem islamischen Fundamentalismus, dem trotzigen Beharren auf Nichtintegration der Maghrebener in Frankreich dazugekommen.

Christoph Kuhn



Lange Stunden im Ballettsaal, endlos üben, tagtäglich – wer nicht selbst tanzt, kann sich nicht vorstellen, was das heisst.

4 Affiche
Alexander J. Seiler über sehenswertes Schultheater in Wetzikon.

6 Leserbrief

8 Blut, Schweiss und Tränen
Tanzen als Beruf – was bedeutet das? Béatrice Brunner hat hinter die Kulissen geschaut.
(Titelbild: Pio Corradi)

22 Keine Ms. President in diesem Jahrhundert?
Frauen und Schwarze haben kaum Aussichten auf das höchste Amt in den USA. Elisabeth Michel-Alder sprach mit kompetenten Frauen über ihre politische Arbeit.

28 Allahs Frankreich
Wie leben die *immigrés* und ihre Kinder im «arabischen» Marseille? Ein Augenschein von Peter Haber und Adrian Kohler.

38 Kurzgeschichte
«Karatschun», von Jurij Galperin.

42 Stadt bei der Stadt (3)
Rudolf Schilling besucht Adliswil.

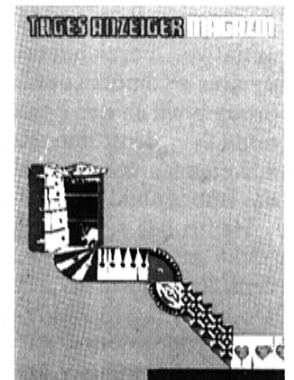
48 Markt: Wie kommt Beldam zu Qualität?
Die Coop-Kosmetika stammen von einem Hersteller, der auch teure Markenlinien produziert. Claudia Kühner erklärt, wie die unterschiedlichen Preise zustande kommen.

51 Cartoon
«Einmal hin und einmal her», von Franziska Becker.

53 Kolumne
«Von Venedig träumen», von Dieter Bachmann, Journalist und Schriftsteller.

54 Ein Tag im Leben von:
Geri Pfister

IM NÄCHSTEN MAGAZIN:



Schränke

**Ordentlich brav:
Zürich und die Zürcher
im Porträt**

**Eine Reise nach
Mazedonien**

**Emmen: Ausblick
vom Würstlistand**

**Sparen mit
Verantwortung**



ALLAHS FRANKREICH

*Peter Haber und Adrian Kohler (Text)
Didier Ruef (Bild)*

Marseille ist das New York des Alten Kontinents. Einwanderer aus aller Welt prägten die Geschichte der 0,8-Millionen-Stadt. Die letzte grosse Einwanderungswelle kam aus Nordafrika, aus dem Maghreb. Die Kinder der *immigrés*
PETER HABER und ADRIAN KOHLER sind freie Journalisten in Basel.



sind heute Franzosen, auf dem Papier zumindest – der Fremdenhass trifft sie trotzdem. Mit neuem Selbstbewusstsein fangen sie an, sich zu wehren.

Marseille. Quartier Belsunce. Ein lauer Märzorgen im verufenen Araberviertel von Marseille. Männer stehen in den engen Strassen und Hauseingängen. Misstrauische Blicke. Vor den Geschäften hängen bunte

Stoffe. Das Quartier scheint vom Textilhandel zu leben. Eingesperrt in Käfigen, gackern in den Metzgereien die Hühner. *Viande halal*: Hier gibt es nur Fleisch nach den Gesetzen des Korans. Zwischen Bahnhof Saint-Charles und Canebière, der Geschäftsstrasse von Marseille, ist das Abendland weit weg.

Das braune Holztor in der Rue Parmentier ist nur leicht ange-

lehnt. Mit weisser Farbe aufgesprayt steht am Eingang, kaum lesbar: «Centre Social Belsunce». Ein Türschild gibt es hier nicht. Hinter dem Tor erstreckt sich ein langer, schmaler Innenhof. Am andern Ende des Hofes steht eine Gruppe von Frauen.

Stimmengewirr erfüllt den grossen Saal im Parterre. Arabisch und Französisch vermischen sich. Niemand beachtet

Zoha und ihre Freundin
Die Eltern kamen als Gastarbeiter aus Nordafrika. Das arabische Marseille bedeutet für sie Heimat.



Stoffhändler im Quartier arabe



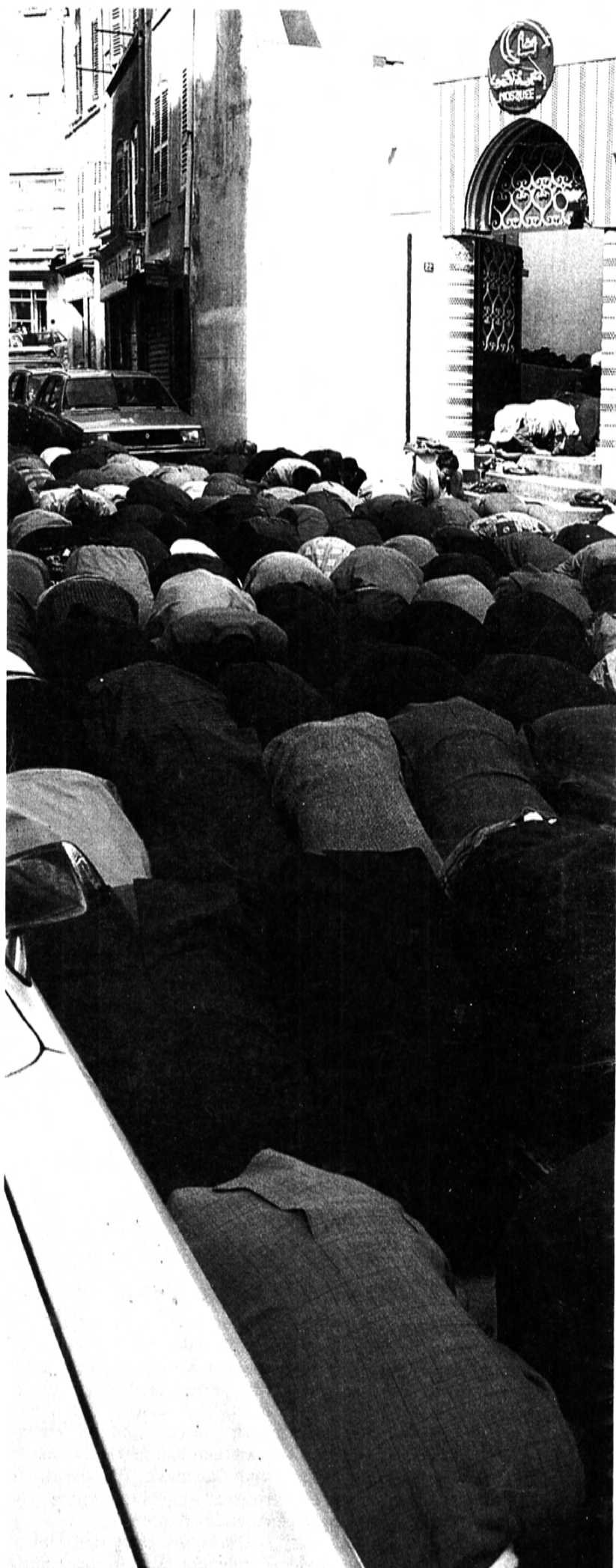
Trotz Arbeitslosigkeit blühen die Geschäfte

uns. Auf Tischen liegen Nahrungsmittel bereit. Frauen stehen davor, in der Hand halten sie Lebensmittelkarten. Äpfel, Kartoffeln und Fleisch werden über die Tische gereicht und verschwinden in Plastiktüten. Das Haus scheint kürzlich renoviert worden zu sein. Helle Farben dominieren, und durch die Dachfenster fällt Licht ein. Auf der Galerie im ersten Stock stehen Männer, die rauchen und das Durcheinander im Parterre verfolgen. Einer von ihnen winkt uns herauf.

«Wir versuchen hier echte Bedürfnisse der Bevölkerung im Quartier zu befriedigen.» Der Sozialarbeiter ist um die dreissig, dunkelhäutig und beleibt. Alle nennen ihn Fahti. Seit der Eröffnung des Centre, 1982, arbeitet

er hier. Es ist keine staatliche, sondern eine private Institution, die aber von der Stadt und dem französischen Staat mitfinanziert wird. Allein in Marseille gibt es sechzig solcher Einrichtungen. Fahti ist der wichtigste Mann im Centre, «Mädchen für alles». Er kümmert sich um das Programm, um die Mitarbeiter und die Finanzen. Er ist zuständig für die Kontakte mit den Behörden, Anlaufstelle für alle kleinen und grossen Sorgen – kurz, der gute Geist von Belsunce.

In Belsunce leben 13 000 Menschen. Zwei Drittel von ihnen sind Ausländer. 3000 «Gastarbeiter» aus Nordafrika wohnen zusammengepfercht in möblierten Zimmern, nicht selten zu viert in einem Raum. Über 200 solcher «Hotels» gibt es im Quar-



Das macht vielen Franzosen Angst: Muslime beim Freitagsgebet



Die Jungen beim Tanz zu algerischer Musik

tier. «Belsunce hat die grösste Konzentration von *travailleurs isolés* in ganz Europa», erklärt Fahti. Arbeiter – meist ohne Arbeit allerdings. Mehr als die Hälfte ist arbeitslos und muss von 40 Francs Arbeitslosenunterstützung im Tag leben.

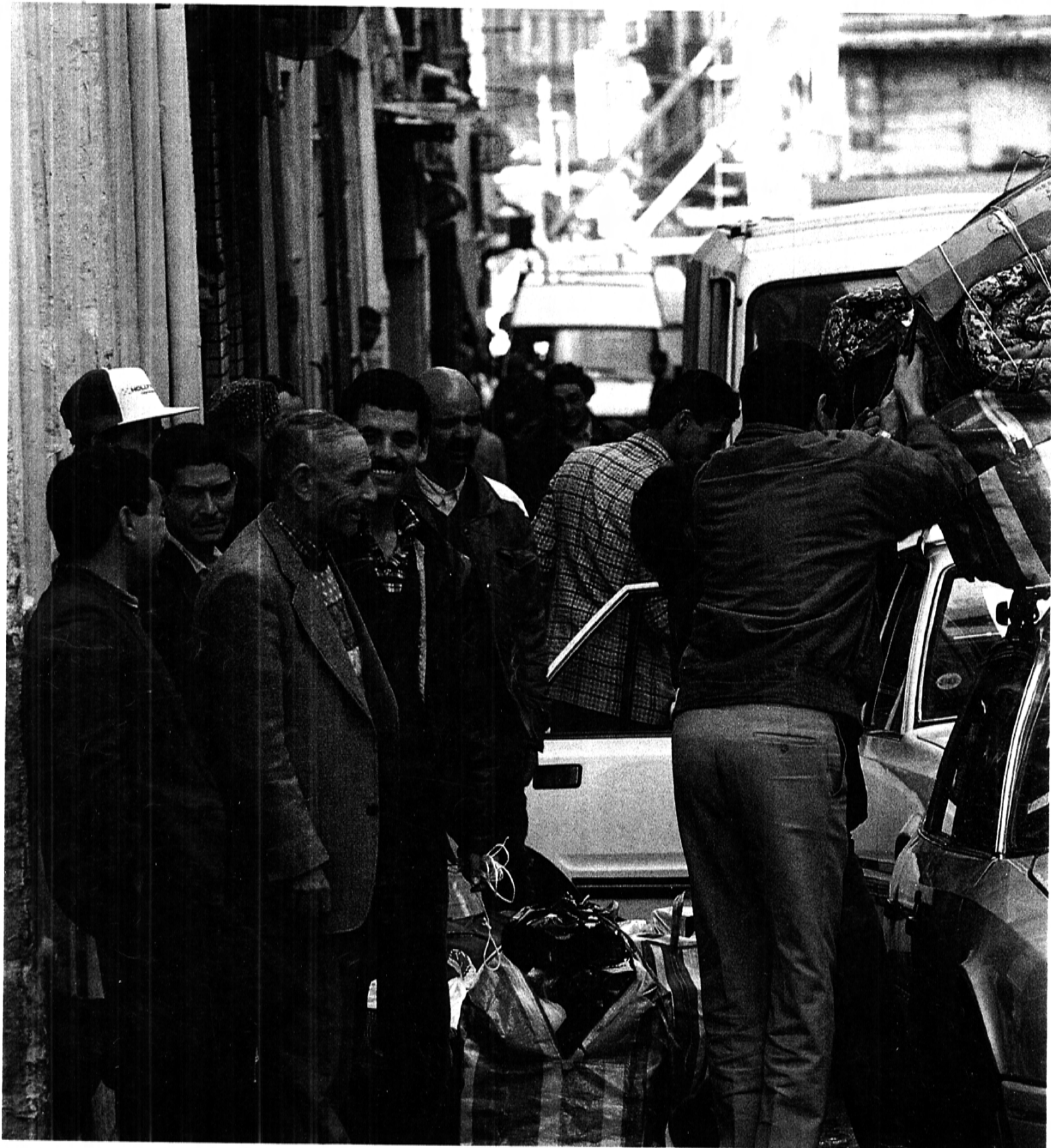
Kaum einen Steinwurf vom Araberviertel entfernt steht das Centre Bourse, Marseilles metropolitane Fassade. Centre Bourse ist das grösste Einkaufsparadies der Region, erbaut auf den Trümmern des antiken Massilia. Die Welt der schönen Bilder. Einzig die Clochards passen nicht so recht dazu. Im Einkaufszentrum ist auf drei Etagen alles zu kaufen, was das Herz begehrt oder die Werbung verspricht. Glanz und Elend liegen in Marseille dicht beieinander. Zwi-

schen Araberviertel und Centre Bourse fliesst der Verkehr über den Cours Belsunce. An derselben Strasse steht – wie ein Symbol – das «Hôtel des Deux Mondes».

Das Centre Bourse gehört zu den ehrgeizigen Projekten, mit denen die Stadt ihren wirtschaftlichen Niedergang zu kaschieren versucht. Denn die einst blühende Handels- und Industriemetropole steckt heute tief in der Krise. Der Verlust der Kolonien hat Marseille seiner wirtschaftlichen Grundlagen beraubt. Und im Schiffsbau musste die Stadt der internationalen Konkurrenz weichen. Nur die Erdölindustrie hält Marseille noch am Leben – allerdings mehr schlecht als recht. Seit 1974 sind 90 000 Arbeitsplätze verschwunden. ➡➡➡



Jährlich werden 20 000 Jugendliche eingebürgert



Der Handel hat Marseille gross gemacht. Die Stadt wurde im 6. Jahrhundert vor Christus von den Phöniziern gegründet. Während zweieinhalb Jahrtausenden behauptete sie ihre Stellung als Handelsmetropole des Mittelmeerraumes.

Die erste grosse Einwanderungswelle erreichte die Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mehrere hun-

derttausend Italiener wurden «importiert»: billige Arbeitskräfte für die Bergbau- und die Stahlindustrie. Als 1884 die wirtschaftliche Krise ausbrach, waren sie in den Augen der Franzosen daran schuld. Es kam zu antiitalienischen Ausschreitungen, denen mehrere Italiener zum Opfer fielen. Heute sind die Italiener in Marseille assimiliert. Aus den

Proleten von einst sind angesehene Bürger geworden.

Marseille wurde zum New York des Alten Kontinents. Ein Schmelztiegel der Völker. 100 000 Armenier flüchteten hierher. Es kamen auch Portugiesen, Korsen, Schwarzafrikaner und Zigeuner. Ein Grossteil dieser Einwanderer besitzt den französischen Pass. In Marseille gibt es fast alles, nur Einwohner

französischer Herkunft sind eine Rarität. Marseille ist auch im 20. Jahrhundert der Brückenkopf des kolonialen Europa. Nach dem Algerienkrieg nimmt es alle auf, die im unabhängigen Algerien nicht mehr leben wollen oder können: Franzosen, Juden und Mitglieder der Organisation armée secrète (OAS), der französischen Geheimarmee in Algerien. Auf den Trümmern seiner



Kolonien macht Frankreich noch einmal das grosse Geschäft. Im Abkommen von Evian (1962) vereinbaren die algerische Exilregierung und de Gaulle ein jährliches Kontingent von 500 000 algerischen Gastarbeitern für Frankreich.

«Die Immigration aus dem Maghreb ist geplant gewesen.» Fahti weiss, wovon er redet. Seine Eltern kamen nach Frank-

reich, weil die französische Wirtschaft Arbeitskräfte benötigte. «Die sind nicht von alleine gekommen.» Deshalb sei es eine Lüge, wenn der fremdenfeindliche Front National behaupte, die Algerier kämen hierher, um sich zu bereichern.

Wütend zeigt Fahti Zeitungsartikel aus der lokalen Presse. Der Tenor: Das Araberviertel sei eine Goldgrube. «10 Milliar-

den Francs Umsatz – jetzt wollen sie noch Unterstützung!» lautet eine Schlagzeile. Tatsächlich: Über Belsunce läuft ein grosser Teil des Textilhandels zwischen Europa und dem Maghreb. 10 000 Maghrebener reisen pro Woche hierher, um ihre Einkäufe zu erledigen. «Belsunce ist so ziemlich das einzige, was in dieser Stadt wirtschaftlich noch funktioniert», meint Fahti. Aber der Ge-

Eine Goldgrube
Wöchentlich reisen 10 000 Nordafrikaner zum Einkaufen nach Marseille. Das weckt den Neid vieler Franzosen, die mit Rassismus reagieren.

winn bleibt in den Händen weniger. Mit 50 Prozent Arbeitslosen ist diese «Goldgrube» so widersprüchlich wie ganz Marseille.

Rassismus in Marseille

Fragt man in Marseille nach dem Bus Nummer 97, erntet man verblüffte Blicke. Die Linie 97 führt in die *quartiers du nord*, dorthin, wo kein Fremder etwas verloren hat. Aber auch diejenigen, die im Zentrum von Marseille wohnen, gehen lieber nicht ins 14. oder 15. Arrondissement. Für viele ist der «Norden» gleichbedeutend mit Gewalt, Elend und Kriminalität: *la zone* – Sperrgebiet.

Nach wenigen Minuten Busfahrt scheint Marseille weit hinter uns zu liegen. Links und rechts der Autobahn bald stillgelegte Fabriken, bald Einfamilienhäuser. Und immer wieder: Wohnsilos, die wie Metastasen aus dem Häusermeer wuchern. Nach 25 Minuten erreicht der Bus die Endstation Hôpital Nord. Der hügelige Hinterhof von Marseille ist ein Opfer der Urbanistik. Hier stampfte die Stadt im Planungsrausch in den sechziger und siebziger Jahren die HLM (*habitat à loyer moyen*),

Sozialwohnungen, aus dem Boden. Ein halbes Dutzend dieser architektonischen Missgeburten sind im Norden von Marseille verteilt, eingepflockt in eine ländliche Siedlungsstruktur. Hier lebt jeder fünfte Marseiller, und hier ist der Anteil der maghrebinischen Bevölkerung – mit Ausnahme von Belsunce – am höchsten.

«Der «Norden» ist nicht so, wie die Leute ihn sich vorstellen.» Pierre Richaud lacht. Er lacht oft, obwohl er die Probleme der Leute hier kennt. Richaud trägt verwaschene Cordhosen und einen hellgrünen Wollpullover. Er zeigt auf eine Ansammlung von Hochhäusern gegenüber dem Hôpital Nord. «Dort, im hintersten Block, da wohne ich.» Die Siedlung heisst *solidarité*.

Richaud betreut, zusammen mit fünf anderen katholischen Priestern, die Nordquartiere. Neben der Kapelle des Spitals haben sie ihr Hauptquartier: eine kleine Hütte mit drei Räumen und einer Küche. Richaud ist 45. Bevor er 1968 Priester wurde, war er Gärtner.

Richaud praktiziert heute schon, was seine Zukunftsvision von Marseille ist: Das Zusammenleben verschiedener Völker und Religionen auf engem Raum. Wenn er aus der Bibel vorliest, sitzen auch Kinder von Muslimen im Unterricht, für ihn eine Selbstverständlichkeit. Die unzertrennlichen Spielkameraden vom Block besuchen auch gemeinsam den Religionsunterricht – ihre Eltern haben nichts dagegen. «Warum sollte das nicht gehen?», fragt Richaud.

Noch hat sich wenig verändert im «Norden». Die Jugendlichen hier wachsen in einem Klima von Hass und Gewalt auf. Die Arbeitslosigkeit ist gerade unter maghrebinischen Jugendlichen hoch. Und die Aussichtslosigkeit, je einen Job zu kriegen, treibt sie in die Kriminalität, in die Drogenszene und in die blinde Gewalt. Richaud erzählt von einer Schiesserei in der Bar um die Ecke. «Wer nichts mehr zu verlieren hat, dem ist alles egal.»

Hass und Gewalt sind der ideale Nährboden für den von Jean Marie Le Pen geleiteten rassistischen Front National (FN). Der «Norden» ist die Hochburg dieser «Ausländer raus»-Partei. Im 14. Arrondissement wählten bei den letzten Wahlen 29,5 Prozent die Rechtsextremisten. Im Gegensatz zu Belsunce in der Innenstadt sind hier die Wände mit

FN-Plakaten vollgepflastert. Im Bus hat jemand mit Filzstift auf den Sitz gekritzelt: «Die Araber in den Ofen!»

«Was mich schockiert hat, ist, dass es im «Norden» ausser dem Front National nichts gibt», erzählt die junge Journalistin Anne Tristan im Gespräch. Unter falschem Namen hat sie sich vor einem Jahr in den FN-Marseille eingeschlichen und über ihre Erfahrungen anschliessend ein aufsehenerregendes Buch veröffentlicht. Pierre Richaud widerspricht ihr. Trotz allem sei der «Norden» keine Wüste. Er erzählt von einer Gruppe junger Immigranten, die eine Firma gegründet haben: «Ein hoffnungsvoller Anfang!»

Le Pen aber grinst immer noch von den Hauswänden. Vor einem Jahr hat der FN-Führer seine Gefolgschaft vor den Toren des Araberviertels Belsunce aufmarschieren lassen. Und Le Pen kommt wieder. Mit einer Kundgebung vor den Präsidentschaftswahlen will er erneut zeigen, wo es in Marseille und in ganz Frankreich langgehen soll. Wenn Le Pen «Araber raus» sagt, schreien seine Anhänger hier: «Ins Meer damit.» Im Norden von Marseille nimmt man kein Blatt vor den Mund.

Die Polizei ist in Marseille allgegenwärtig. Zu dritt patrouillieren Einheiten der Nationalen Sicherheitspolizei CRS durch die Strassen der Stadt: Belagerungszustand. Von den 96 Departementen in Frankreich hat das Departement Bouches-du-Rhône die dritthöchste Kriminalitätsrate. Nur Paris und Lyon sind noch heissere Pflaster. Aber die Polizei sorgt nicht nur für Ruhe und Ordnung. Gerade junge Araber sind ihren Schikanen ausgesetzt. Ausweiskontrollen und Razzien sind an der Tagesordnung. Ein Tunesier: «Wer aussieht wie ein Araber, muss damit rechnen, belästigt zu werden. Ohne Papiere mache ich keinen Schritt in Marseille.»

«Bei der Stadtverwaltung hat noch kein Maghrebiner einen anständigen Job gekriegt», sagt Pfarrer Pierre Richaud. Die Maghrebiner sind in Marseille Menschen zweiter Klasse. Für die Sozialwohnungen HLM hat die Verwaltung eine Quotenregelung eingeführt. Die ausländische und die einheimische Wohnbevölkerung sollten gleichermassen vom sozialen Wohnungsbau profitieren. Doch der Plan schlug fehl. Weil die Fran-

zosen nicht im «Norden» wohnen wollen, steht ein grosser Teil der HLM leer. Die wirtschaftliche Misere hat den latenten Rassismus wieder handfest werden lassen. «Der Rassismus ist keine Frage der Nationalität, der Rassismus ist eine Frage der Ökonomie», meint der Sozialarbeiter Fahti, «diesmal sind die Maghrebiner halt die schwarzen Schafe.»

Nach den spektakulären Wahlerfolgen der Rechtsextremen hat sich auch das «andere Marseille» organisiert. Seit letzten Sommer gibt es «Marseille-Fraternité». 130 lokale und regionale Organisationen bilden ein Netz gegen Rassismus und Fremdenhass. Das Zepher führt die sozialistische Regierungspartei von Marseille.

Seit dreissig Jahren wird Marseille von den Sozialisten regiert. Die Partei hat die Verwaltung fest im Griff. Gaston Deferre, der «starke Mann von Marseille», verstand es, die Fäden der Macht in seiner Hand zu halten. Seit seinem plötzlichen Tod 1983 wanken die Fundamente der Stadt. Der Publizist Gilbert Rochu spricht bereits von einer «Libanisierung» der Stadt: zerrüttet, zerrissen, zerstritten.

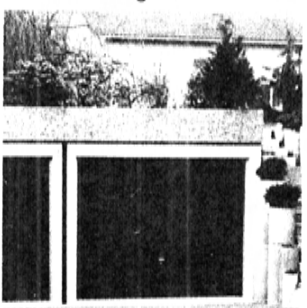
Das trifft aber auch für die regierende sozialistische Partei zu. Hinter der Fassade von Einigkeit bröckelt es. Der eine Flügel trägt «Marseille-Fraternité» entscheidend mit. Die andere aber, die die Last der Regierungsverantwortung tragen, marschieren in eine andere Richtung. Schon Gaston Deferre rühmte sich, die Grenzen geschlossen zu haben.

Allah hilft

Die Moschee von Marseille ist ein unscheinbares Gebäude in der Avenue Camille Pelletan. Nur die farbigen Keramikplatten am unteren Teil der Fassade und ein blaues Schild zeigen dem Passanten, dass sich hier das Zentrum des Islams in Marseille befindet. Es ist halb zwei Uhr. Männer kommen zum *asr*, zum dritten Gebet des Tages. Viele von ihnen tragen die traditionelle Kleidung ihrer Heimat.

Die Audienz beim Oberhaupt der islamischen Glaubensgemeinschaft von Marseille findet in der Moschee statt. Der Übersetzer zeigt stumm auf die Linie, die nur ohne Schuhe übertreten werden darf. Der Imam setzt sich im Vorraum zum Gebetsaal in eine Ecke, neben ihm ein Greis, in weite, weisse Tücher gehüllt.

SEMA Beton- und Energiegaragen: Flach- oder Satteldach-, Einzel-, Reihen- oder Tiefgaragen. Jede ein bisschen anders. Je nach Budget.



SEMA

4702 Oensingen,
Tel. 062 76 22 77

Name: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____ Tel.: _____

201c



Faber-Castell



Faber-Castell überzeugt durch hervorragende Qualität. Bei Tuschezeichnern

und OHP-Schreibgeräten, Blei- und Farbstiften, Druckbleistiften und Textmarkern.

In Ihrem guten Fachgeschäft.

Faber-Castell von carfa

Die Männer, die vom Gebet kommen, setzen sich nach und nach dazu. Der Imam redet nur Arabisch mit uns. Sein Dolmetscher übersetzt.

Auf die Frage, mit welchen Problemen ein gläubiger Muslim in einem Land wie Frankreich konfrontiert ist, antwortet Abdel Hadi, der Imam, kurz: «Für einen Gläubigen, der auf dem richtigen Weg ist, gibt es keine Probleme. Allah zeigt ihm den Weg.» Ein Muslim müsse die Gesetze des Landes, in dem er lebt, respektieren. Wenn diese Gesetze seine Religion bedrohten, müsse er weiterziehen.

Franzosen oder Araber?

Mit den Menschen aus dem Maghreb kam auch der Islam nach Frankreich. Allein in Marseille leben 30 000 praktizierende Muslime. Gebetet wird aber nicht nur in der Moschee, die 1979 eröffnet worden ist. In ganz Marseille gibt es einige Dutzend Gebetsräume. Am Freitag beten die Gläubigen in der Strasse hinter der Moschee gen Mekka – ein Ereignis für alle, die das Schreckgespenst eines islamisierten Frankreichs heraufbeschwören wollen.

Hamed Issaoui stammt aus einer mohammedanischen Familie. Er ist 33. In Frankreich geboren, lebt er seit seiner Jugend in Marseille. «Die Leute von der Moschee sind völlig weltfremd. Natürlich gibt es Probleme, aber die löst auch Allah nicht.» Für Issaoui führt die Haltung des Imam zur Resignation. «Wir müssen unsere Probleme selber lösen.» Hamed Issaoui ist Journalist. Seit sechs Jahren schmeißt er den Laden bei Radio Gazelle, der lokalen Radiostation der jungen Immigranten auf 93,6 Megahertz. Die Plakate in seinem Büro wenden sich gegen Rassismus und Fremdenhass. Eines fordert die Freilassung von politischen Gefangenen in Algerien.

Radio Gazelle ist das, was es in Frankreich nicht gibt: alternativ. Vor sechs Jahren wurde es von einigen jungen Maghrebenern gegründet. Heute arbeiten hier fünf bezahlte Redaktorinnen und Redaktoren. Finanziert wird der werbefreie Sender von staatlichen Stellen und Spenden. Sechzig Freiwillige gestalten das Programm mit. Radio Gazelle hat sich zum multikulturellen Forum von Marseille gemausert. Es hat mit seinen Sendungen in Arabisch und Französisch dem

«ändern Marseille» eine Stimme gegeben.

Für die politischen Parteien sind die *beurs*, wie die zweite Generation der Nordafrikaner in der Region Paris genannt wird, wenigstens vor den Wahlen interessant, weil sie das Wahlrecht haben. Alle, die in Frankreich geboren werden und hier leben, erhalten mit der Volljährigkeit automatisch auch den französischen Pass. Jährlich werden so in Frankreich um die 20 000 Jugendliche eingebürgert. Auf dem Papier sind sie Franzosen. Doch nach dem Motto «einmal Araber, immer Araber» werden sie nach wie vor diskriminiert.

Ihre Eltern kamen als Gastarbeiter auf Zeit. Für ihre Kinder wurde Frankreich zur Heimat. Hier geboren, besuchten sie französische Schulen. Sie hören Johnny Halliday und Renaud, tragen Jeans und Turnschuhe. Die Heimat ihrer Eltern kennen sie nur als Ferienland oder aus Erzählungen. In die Moschee gehen sie, wie die französischen Kinder in die Kirche gehen: so gut wie gar nie. Sie wollen hier leben, arbeiten und mitreden. Und sie wissen: Ihre Probleme – Arbeitslosigkeit, Fremdenfeindlichkeit und Kriminalität – kann Allah nicht lösen.

Was Integration sein soll, das ist – wie in ganz Frankreich – in Marseille ein heisses Thema. Samuel Joshua von «Marseille-Fraternité» fasst zusammen: «Es stehen sich mindestens drei Positionen gegenüber. Die interethnische Fraktion besteht auf dem Unterschied zwischen den einzelnen Volksgruppen. Die interkulturelle Fraktion möchte eine gegenseitige Bereicherung durch das Zusammenleben erreichen. Für die Egalisten stehen die gleichen Rechte für alle im Vordergrund.»

Ob interethnisch, interkulturell oder egalistisch – die Realität hat den theoretischen Diskurs bereits eingeholt. Trotz Misstrauen gegenüber den Parteien haben sich in diesem Jahr mehr junge arabische Franzosen in die Wahllisten für die Präsidentschaftswahlen eingeschrieben als früher. «Bei den Wahlen», meint Hamed Issaoui, «entscheiden wir zuerst einmal als Jugendliche mit unseren Problemen. Erst in zweiter Linie wählen wir als Araber.» Die zweite Generation ist eine ernst zu nehmende politische Kraft geworden, die von allen Seiten umworben wird.